

Doris A. Karner: Lachen unter Tränen. Jüdisches Theater in Ostgalizien und der Bukowina. Edition Steinbauer: Wien 2005. 184 S., 25 €.

Das Buch ist ein „Versuch der Dokumentation des jiddischen und jüdischen Theaterlebens in Ostgalizien und der Bukowina vor dem Zweiten Weltkrieg im politischen und gesellschaftlichen Kontext“ und „ist als Beitrag zur Manifestierung des jüdischen Theaters als integraler Bestandteil der europäischen Theatergeschichte zu sehen“. Dieser Versuch, so die Verfasserin, war allerdings schwierig, weil es die damaligen Ensembles nicht mehr gibt, Archiv- und Bibliotheksbestände zum Teil vernichtet wurden und es deshalb an den für ein solches Projekt notwendigen Dokumenten mangelt. Zur Aufarbeitung der jüdischen Theatergeschichte hat sie daher – natürlich subjektiv gefärbte – „Berichte aus der jiddischen und deutschsprachigen Presse zu Grunde gelegt, deren Verfasser und Verfasserinnen Zeitzeugen waren.“ Da zu diesem Thema noch sehr wenig recherchiert wurde, ist es lobenswert, dass sich die Verfasserin, trotz der erwähnten Schwierigkeiten, daran gemacht hat.

Für die Arbeit wurden folgende Zeitungen ausgewertet: *Czernowitzer Morgenblatt* aus den Jahren 1921-1933, *Czernowitzer Tagblatt*, 1903-1914; die jiddische Zeitung aus Lemberg und Krakau *Der Tog*, 1911-1914; die in jiddischer Sprache erscheinende *Jüdische Illustrierte Zeitung* aus Krakau vom 21.5.1909, die Wiener *Jüdische Zeitung*, 1908-1912; die *Czernowitzer Ostjüdische Zeitung*, 1919-1934 sowie das jiddische Lemberger *Togblat* vom 12. und 21.6.1904. Daneben hat die Verfasserin im Zentralen Historischen Staatsarchiv der Ukraine in Lemberg, im Gebietsarchiv der Stadt Lemberg sowie im Staatlichen Archiv der Ukraine in Czernowitz recherchiert. Die Verfasserin beginnt ihre Untersuchung mit einem historischen Rückblick über die Geschichte der Juden in dem behandelten geographischen Raum und berücksichtigt dabei auch die Anfänge des jüdischen

Theaters. Dieser Überblick ist jedoch ein Schnelldurchlauf, der leider manche Ungenauigkeiten und Fehler enthält, die unzureichende Kenntnisse der jüdischen Kultur und Religion verraten, was den Wert des Buches, das für die Erforschung der Geschichte des jüdischen Theaters ein wichtiger Meilenstein hätte werden können, erheblich mindert. Um nur einige wenige Beispiele der Fehlinformationen zu nennen: „Die Juden waren wiederholt an den Rand der Gesellschaft gedrängt worden, reagierten weltanschaulich mit Mystizismus (Kabbala) und mit Volksfrömmigkeit (Chassidismus) und sozioökonomisch mit der Ausbildung des Städtels, jenes für das Ostjudentum so typischen Kleinhandelszentrums.“ (S. 17) Hätte sich die Verfasserin mit ihrem Gegenstand gründlicher befasst, wüsste sie, dass die Kabbala bereits im Mittelalter (12. und 13. Jahrhundert) als esoterische Theologie, allerdings mit einer durchaus mystischen Seite, in Palästina und im südlichen Europa, keineswegs im aschkenasischen „Städtel“ entstand. In Osteuropa kam dafür im 18. Jahrhundert der auf den Lehren der mittelalterlichen und der frühneuzeitlichen Kabbala gründende Hasidismus auf. Ein weiteres Beispiel: „Sowohl die chassiden Kreise, die die theatrale Kunst aus religiösen Gründen aufs heftigste kritisierten....“ (S. 34) Abgesehen davon, dass es korrekt nicht „chasside“, sondern chassidische „Kreise“ heißt, war die Opposition gegen das Theater bereits in der rabbinischen Literatur – d. h. dem Talmud – und bei den rabbinischen Gelehrten, den Opponenten (*mitnagdim*) des Hasidismus, gleichermaßen vorhanden.

Diese mangelnde Differenzierung in Urteilen ist auch bei der Beschreibung des Theaterpublikums auffallend: „Während das nichtjüdische Theaterpublikum über so genannte klassische Bildung verfügte, wurde den Juden über Generationen hinweg ausschließlich biblisch-talmudisches Wissen vermittelt.“ (S. 35) Das jüdische Publikum war in der Zeit der Renaissance in Italien, woher die jüdische moderne Theatertradition stammt, ebenfalls nach damaligen Maßstäben „klassisch“ gebildet. Desgleichen gilt für die Zeit der Haskala in Mittel- und Osteuropa. Deshalb muss zwischen einem Volkstheater-Publikum „mit beschränkten Ansprüchen“ – ob jüdisch oder nicht – und dem Besucher des ‚gehobeneren‘ Theaters unterschieden werden, denn die nichtjüdischen „Massen“, die ins Volkstheater strömten, verfügten wohl kaum über mehr klassische Bildung als ihre jüdischen Zeitgenossen. Bereits Goldfaden hatte Stücke verfasst, wie auch sein Nachfolger Gordin, die dem „klassischen“ Repertoire mehr entsprachen, was die Verfasserin auch später selbst thematisiert (S. 124 f.). Bekanntlich hat sich Franz Kafka mit dem jiddischen Theater befasst, das nicht nur „Unterhaltungsbühne der einfachsten Art“ (S. 49) gewesen ist.

Doch leider weist auch die Bibliographie erhebliche Lücken auf. Dem Buch hätte es gut getan, wenn die Verfasserin sowohl die entsprechende Sekundärliteratur zur jiddischen Theatergeschichte – etwa Israil Bercovicis Standardwerk über das jiddische Theater in Rumänien und über Sidy Thal – sowie zusätzliche neuere Forschungsliteratur zum Thema berücksichtigt hätte. Auch heißen die Herausgeber des Buches über das jüdische Theater in Polen nicht Anny Kuligowskiej-Korzeniewskiej und Malgorzaty Leyko, sondern Anna Kuligowska-Korzeniewska und Malgorzata Leyko sowie die Autoren eines Buches über Krakau nicht Jana Michalika und Eugenii Prokop-Janiec, sondern Jan Michalik und Eugenia Prokop-Janiec. Die Kasusfehler deuten darauf hin, dass die Verfasserin kein Polnisch kann und somit diese Bücher wohl auch nicht selbst hat lesen können. Dabei beklagt sie noch – sic (!) – : „Der Erforschung der jüdischen Theaterkultur in Ostgalizien und der Bukowina ging eine Auseinandersetzung voller Fehleinschätzungen über diese beiden Regionen und seine Bewohner voraus“. (S. 141) Es ist zu wünschen, dass diejenigen, die sich erfreulicherweise mit verschiedenen Aspekten der jüdischen Kultur befassen, über unerlässliche fundierte Kenntnisse des Gegenstands verfügen.

Besser – und diesmal richtiger – berichtet Karner über die jiddischen Bühnen. Allerdings wäre es dem Sujet dienlich, wenn die entsprechenden Presseartikel vollständig abgedruckt und somit dem Leser zugänglich wären. So bleibt das Material nach wie vor unbekannt, und die Schlussfolgerungen der Verfasserin sind nicht überprüfbar. Es ist ein Thema, das sich besonders für eine Pionierarbeit anbietet, weshalb die Mängel um so bedauerlicher sind, denn dadurch wurde eine große Chance vertan.

Elvira Grözinger, Berlin